

Mein tödliches Geheimnis

Heute hatte ich meine letzte Sitzung bei meiner Psychotherapeutin, bei der ich seit über 2 Jahren wegen post-traumatischer Störungen in Behandlung war. Sie hat mich dabei unterstützt, all das Schreckliche, was ich erlebt hatte, verarbeiten zu können. Seit damals wohnen wir bei meiner Tante. Sie ist der liebste Mensch auf der Welt. Ihr haben wir es zu verdanken, dass wir jetzt ein wunderschönes Zuhause haben und uns erstmals in unserem Leben geliebt und angenommen fühlen.

Mein Name ist Lukas. Zusammen mit meinen beiden jüngeren Schwestern Karla und Emma und meinem jähzornigen Vater lebte ich in einem alten Haus am Wald unweit einer kleinen Stadt in Thüringen. Das Haus gehörte dem Forstamt, bei dem mein Vater angestellt war. Meine Mutter war viel krank und früh gestorben. Wir lebten sehr zurückgezogen, hatten außer der Schule fast keine Kontakte.

Kurz vor meinem 13. Geburtstag begann der größte Alptraum meines Lebens. Meine Schwestern durften ausnahmsweise das Wochenende bei meiner Tante, der Schwester unserer Mutter, übernachten. Mein Vater war noch unterwegs - wie so oft. Ich war froh, ein paar Stunden ohne seine fiese Laune für mich zu haben. Als er abends zurückkehrte, brachte er einen jungen Mann mit, der offensichtlich obdachlos war und den wohl auch niemand vermisste. Er freute sich, endlich mal wieder etwas Warmes zu essen zu bekommen und nicht in der Kälte im Freien übernachten zu müssen. Mir war völlig rätselhaft, was meinen Vater veranlasst haben könnte, diesen Mann mitzubringen. Er machte nämlich keinen Hehl daraus, dass er für diese Menschen nichts als Verachtung übrig hatte und sie für den Abschaum der Gesellschaft hielt.

Bis zu jenem Abend hatte ich keine Ahnung, wie krank die Vorstellungen meines Vaters waren und wozu er noch fähig war. Das Unheil nahm seinen Lauf und brachte unsagbares Leid über unsere ganze Familie. Mich machte er dabei nicht nur zum Mitwisser, sondern auch Mittäter.

Der Mann hieß Frank. Nach dem, was er erzählte, war er schon seit etlichen Jahren obdachlos. Er wuchs in einem Heim auf und hatte einen Hilfsarbeiterjob bei einer Handwerkerfirma. Damit konnte er die Miete für seine kleine Wohnung zahlen und sich einigermaßen über Wasser halten. Doch dann erhielt er die Kündigung. Da er keine neue Arbeit fand, verlor er schließlich auch seine Wohnung. Er schlief mal hier und mal dort und ernährte sich von abgelaufenen Lebensmitteln aus dem Container des Supermarktes. Eigentlich fand ich ihn ganz nett. Völlig überrascht hörte ich, dass mein Vater ihm dann sogar anbot, beim Forstamt nachzufragen, ob sie vielleicht einen Job für ihn hätten. Für einen Moment erhellten sich die sonst trübsinnig blickenden Augen des jungen Mannes. Das entsprach so gar nicht der Art meines Vaters, anderen Menschen zu helfen. Nachdem Frank seinen Tee ausgetrunken hatte, schlief er kurze Zeit später tief ein und rührte sich nicht mehr. Irritiert schaute ich zu meinem Vater. Und da war es plötzlich, dieses unruhige Zucken in seinem Gesicht. Plötzlich überkam mich eine unerklärliche Angst.

„Na also“, hörte ich meinen Vater mit zufriedener Stimme sagen, „es läuft ja alles wie am Schnürchen.“ Als ich ihn anschaute, sah ich es wieder in seinem Blick und wusste, dass etwas Schreckliches passieren würde. „Los, Junge, fass mit an“, ich kann ihn schließlich nicht allein nach unten schleppen“, polterte. Ich merkte, wie meine Knie zitterten und wollte weglaufen. Aber mir war klar, dass ich keine Chance hatte. Er würde mich überall finden. „Was hast du vor?“, fragte ich ängstlich. „Habe ich dir erlaubt zu reden?“, donnerte er in wütendem Ton. „Nein“, erwiderte ich und fühlte, wie mir die Tränen liefen. „Es reicht schon, dass ich für dich und deine Schwestern so hart arbeiten muss, damit wir etwas zu Essen haben. Da brauchen wir nicht noch solche unnützen Parasiten. Merk dir das. Also hör auf mit dem Geheule und pack mit an.“ Nachdem wir ihn in den Keller gebracht hatten, zog ihm mein Vater die Kleidung aus. Frank rührte sich nicht. Was ich die ganze Zeit schon ahnte, aber nicht wahrhaben wollte, nahm nun seinen Lauf und ich konnte nichts machen. „Hol den Sack dort in der Ecke!“, hörte ich wieder seine bedrohliche Stimme an meinem Ohr. Rein mechanisch gehorchte ich und half ihm, Franks Körper in den Sack zu zerren. Für einen Moment

herrschte Totenstille. Ich fühlte nichts, war unfähig, mich zu rühren. „Schau hin!“, herrschte mich mein Vater zornig an. Als ich hinsah, bemerkte ich mit Entsetzen, dass mein Vater das Seziermesser, mit dem er sonst das Wild zerlegte, in der Hand hielt. Dann ein Schnitt an Franks Kehle – und...

Vermutlich hatte ich das Bewusstsein verloren, denn als ich wieder zu mir kam, konnte ich mich an nichts erinnern. Es war eisig im Keller. Beim Versuch, mich im Dunkeln zu orientieren, erschrak ich beinahe zu Tode. Alles war voller Blut. Was hatte mein Vater getan, während ich da lag? „Na, hat der Herr Sohn wohl geruht?“, hörte ich ihn hinter mir hämisch rufen. „Das nenne ich mal eine tatkräftige Unterstützung“, fuhr er ironisch fort. „Los, es wird in ein paar Stunden hell. Wir haben keine Zeit zu verlieren.“ Fassungslos starrte ich ihn an, unfähig auch nur einen Laut von mir zu geben. Nachdem wir den Sack mit Franks Leiche nach draußen geschleppt hatten, luden wir sie auf unseren Schlitten. Mein Vater zog ihn über den verschneiten Weg bis tief in den Wald. Frierend, müde und keines Gedankens fähig trottete ich hinterher. Nach etwa einer Stunde erreichten wir die Stelle, die mein Vater wohl schon von langer Hand vorbereitet hatte, ein tiefes Loch mit dicken Tannenzweigen zugedeckt. Meine letzte Hoffnung, dass alles doch nur ein böser Traum wäre, zerplatzte wie eine Seifenblase, als ich meinen gestörten Vater reden hörte: „Jetzt beeil dich, dass du das Loch zuschüttest. Wir sind nicht zum Spaß hier. Ich habe keine Lust, gesehen zu werden.“

Danach war nichts mehr wie früher. Gepeinigt von Alpträumen, Schuldgefühlen und Angst vor dem, was mein Vater als nächstes planen könnte, gingen die Tage, die Wochen und Monate dahin. Meine Schwestern ahnten von all dem nichts, was letztlich ihr Glück war. Sie wurden bislang von unserem Vater verschont. Mir hatte er nach dem Tag, als dieses grausame Verbrechen geschah, sehr deutlich zu verstehen gegeben, was passieren würde, käme auch nur ein Wort darüber über meine Lippen. Er würde mich auf der Stelle umbringen. Aber er brauchte mir nicht drohen. Von mir ging keine Gefahr aus, eigentlich war ich schon tot.

In der Schule bemühte ich mich, so zu sein wie immer. Da ich aber sowieso keine Freunde hatte, fiel mir das nicht sonderlich schwer. Einzig meiner Klassenlehrerin muss wohl etwas aufgefallen sein. Eines Tages kam sie nach dem Unterricht auf mich zu und fragte, ob es etwas gebe, worüber ich mit ihr sprechen wolle und ob in der Familie alles in Ordnung sei. Ich wirke seit einiger Zeit immer so abwesend und müde. Irgendwie schaffte ich es, sie mit einer Geschichte über meinen kranken Vater, der aber bald wieder fit sei, zu beruhigen.

Inzwischen war es Herbst geworden. Mein Leben schien sich etwas zu normalisieren. Mein Vater wirkte ausgeglichener. Ich versuchte, das Erlebte so gut wie möglich zu verdrängen. Aber die Alpträume blieben, nein, sie wurden schlimmer. Mein Vater prügelte mich wegen jeder Kleinigkeit und hatte seine Freude daran, mich zu demütigen. Manchmal ertappte ich mich schon bei dem Gedanken, mich umzubringen. Aber was würde dann aus meinen Schwestern? Sie waren der einzige Grund, warum ich noch lebte. Wer sollte sie denn beschützen, wenn nicht ich.

Und dann kam Anfang Oktober dieser Brief. Nachdem mein Vater ihn gelesen hatte, wurde er kreidebleich. Mit brüchiger Stimme teilte er mir mit, dass ihm das Forstamt zum Jahresende gekündigt habe, da Einsparungen vorgenommen werden müssten. Damit verbunden sei auch, dass sie sich eine andere Wohnung suchen müssten. Nie zuvor hatte ich meinen Vater derart verzweifelt gesehen. Sollte er doch zu einer Gefühlsregung fähig sein? Wir Kinder konnten nicht einschätzen, welche Veränderungen uns mit der Kündigung bevorstünden. Sofort fiel mir der Obdachlose wieder ein. Würden wir auch auf der Straße leben müssen wie er? All diese Gedanken ließen mich nicht los. In der folgenden Nacht konnte ich nicht einschlafen. War das jetzt die Strafe für das, was wir Frank angetan hatten? Als ich am nächsten Morgen aufwachte, schien die Sonne durch mein Fenster. Da wir Herbstferien hatten, waren meine Schwestern wieder für ein paar Tage bei unserer Tante, während ich hierbleiben musste. Mein Vater rief mich zum Frühstück. Er war erstaunlich guter Laune und meinte: „Ich habe einen Plan. Die werden mich nicht rausschmeißen. Niemand wird

dem Förster Heinrich Zottkamp kündigen.“ Mit großen Augen und sichtlich beunruhigt verfolgte ich seine Rede, wollte kaum glauben, dass das seine Reaktion auf die Kündigung sein sollte. „Heute werden wir beide, Vater und Sohn, zum ersten Mal gemeinsam auf die Jagd gehen und du wirst mir beim Zerlegen des Tieres helfen,“ setzte er seinen Monolog fort. Widerwillig begleitete ich ihn. Nachdem wir bereits eine Weile durch den Wald gefahren waren, wurden meine Gedanken je durch seine Worte unterbrochen: „Wir sind heute mit meinem Chef verabredet. Dem werden wir einen wundervollen Tag bereiten.“ Dann fing er an zu lachen. Er lachte und lachte und konnte gar nicht mehr aufhören. Aus mir brach plötzlich all das hervor, was sich seit Jahren angestaut hatte, die Angst, der Hass auf ihn, die ertragenen Demütigungen, das nicht enden wollende Leid, für das er verantwortlich war. Voller Verachtung schrie ich ihn an: „Du bist nicht mehr mein Vater, dein krankes Hirn bringt uns noch alle um.“ Entgeistert starrte mich mein Vater an. Sein Gesicht verfärbte sich erst schneeweiß und dann krebsrot. Voller Zorn stieß er hervor: „Wie kannst du es wagen, mir, deinem Vater, der alles für dich getan hat, so etwas zu sagen?“ Kurz darauf folgte ein Aufschrei, er fasste sich an die linke Brust und rang nach Luft. In dem Moment knallte es. Der Jeep war gegen ein Schild gefahren und kam kurz darauf zum Stehen. Mein Vater hing über dem Lenkrad und rührte sich nicht. Ohne nachzudenken rannte ich auf die andere Seite des Autos und riss die Fahrertür auf. Wahrscheinlich hatte er einen Herzinfarkt erlitten. Rasch suchte ich nach seinem Handy und wählte den Notruf. Es würde eine Weile dauern, bis der Notarzt hier im Wald ankäme. Mir fiel wieder ein, was mir mein Vater beigebracht hatte, um Erste Hilfe zu leisten. So gut ich konnte machte ich die Herzdruckmassage. „Bitte, halt durch,“ rief ich ihm immer wieder zu.

Nach einer gefühlten Ewigkeit hörte ich ein Fahrzeug näherkommen. Erleichtert und erschöpft stellte ich fest, dass es der Notarzt war. Nach kurzer Untersuchung schüttelte er den Kopf. „Da ist leider nichts mehr zu machen,“ teilte er mir mitfühlend mit. „Bist du der Sohn?“ „Ja“, erwiderte ich leise. In mir war nur noch eine riesengroße Leere.